

Liebe Schwestern und Brüder!

Auch als Prediger ist man Versuchungen ausgesetzt. Ich meine jetzt nicht die Klassiker, also etwas zu tun, was man nicht tun sollte – weil ungesund, verboten, unmoralisch oder einfach zu verlockend.

Ich meine den Umgang mit dem biblischen Text, den man auslegen muss. Oder das Fest, das gerade gefeiert wird. Heute ist die Versuchung groß, über den angeblichen Zerfall der Familie zu klagen. Oder die Zuhörer angesichts einer Fluchtgeschichte mit Moral oder Politik mehr oder weniger zu langweiligen oder aufzuregen. Die Predigtprofis unter Ihnen haben mit Sicherheit zu diesen Themen schon so viel von der Kanzel gehört, dass sie mühelos eine eigene Predigt halten könnten.

Natürlich liegen die Parallelen zur Gegenwart und allen Zeiten der Menschheit auf der Hand: Menschen müssen vor der Tyrannei eines Herrschers fliehen und in einem fremden Land Schutz suchen, angewiesen auf die Freundlichkeit und Gastfreundschaft der Einheimischen.

Aber als ich mit dem Thema „Flucht“ umging und mir alles Mögliche dazu einfiel, hat sich ein Liedvers in meinem Kopf immer wieder nach vorn gedrängt.

Es ist der Beginn eines Liedes, das aus dem neuen Gotteslob verschwunden ist – der Grund ist mir nicht bekannt.

Unter der Überschrift „Tod und Vollendung“ und der Nummer 657 konnten wir singen „Ach wie flüchtig, ach wie nichtig ist der Menschen Leben!“ Der Text aus dem Jahr 1652 ist unter dem Eindruck des vier Jahre vorher beendeten 30jährigen Krieges geschrieben.

Millionen Tote in ganz Europa waren der schlagende Beweis für diesen Vers. „Flüchtig“ – also schnell und oberflächlich und „nichtig“ – also bedeutungslos vor dem Großen und Ganzen, so ist das Leben.

Jetzt mal im Ernst: darin steckt doch mehr als nur ein Körnchen Wahrheit. Sprechen wir nicht alle, je älter wir werden, davon, wie die Zeit auf einmal nur so rennt? Ist das nicht der Inhalt vieler Familiengespräche in diesen Tagen? Und selbst, wenn wir nicht so empfinden: Ist nicht das Schicksal von geschätzt 120 Millionen Flüchtlingen in unseren Tagen ein schlagender Beweis dafür, dass das Leben bedeutungslos erscheint vor dem Großen und Ganzen, in den Augen der Mächtigen?

Noch einmal unser vergessenes Lied: „Ach wie flüchtig, ach wie nichtig, sind der Menschen Tage! Wie ein Strom beginnt zu rinnen und mit Laufen nicht hält innen, so fährt unsre Zeit von hinnen.“

Das Leben ist nicht nur flüchtig, es verflüchtigt sich. Bleibt die Frage: Wo finde ich eine Zuflucht? Oder genauer: Was bleibt eigentlich von Weihnachten, wenn der Baum entsorgt ist und die Herrnhuter Sterne nicht mehr in den Fenstern hängen?

Mit einem Liedtext von 1652 für die Nichtigkeit und Flüchtigkeit des Lebens hat es begonnen. Ein Jahr später, immer noch unter dem Eindruck des furchtbaren Krieges, entsteht ein Weihnachtslied, das ganz anders das Gemüt anspricht als „Stille Nacht“ oder „O du fröhliche“. Der Theologe Paul Gerhardt dichtet „Ich steh an deiner Krippe hier“. Was er schreibt und glaubt, kann uns Flüchtigen eine Zuflucht sein.

Es heißt dort: „Da ich nicht geboren war, da bist du mir geboren und hast mich dir zu eigen gar, eh ich dich kannt, erkoren. Eh ich durch deine Hand gemacht, da hast du schon bei dir bedacht, wie du mein wolltest werden.“

Wir stehen uns oft selbst im Weg, weil wir denken, „an Gott zu glauben“ sei furchtbar schwer, weil wir seine Aufmerksamkeit und Zuwendung gewinnen müssen. Wir müssen dies und das tun oder lassen, damit er uns freundlich anschaut.

Was für ein abwegiger Gedanke: Ich, flüchtiges und nichtiges Menschenkind, weniger als ein Staubkorn im Sonnensystem, ich soll und kann Gott freundlich und zufrieden machen?!

Und was habe ich davon, wenn ich von meinen ganzen Anstrengungen sowieso nichts spüre? Sind Gläubige gesünder, zufriedener, wohlhabender, einfach die besseren und besser gestellten Menschen? Die Erfahrung sagt: Im Ganzen eher nicht.

Aber es kann eine Zuflucht sein zu glauben, dass Gott mir zugekommen ist. Bevor wir selbst Gott erkennen und bekennen können, sind wir schon von ihm erkannt und anerkannt. Bevor uns das Leben geschenkt wurde, wartet das Geschenk des Lebens schon auf uns. Was ist besser geeignet, als in aller Unsicherheit, allen unseren ständigen Aufbrüchen und Fluchtbewegungen, diese eine Sicherheit zu haben: Wo immer wir sind oder sein müssen – Gott ist uns zugekommen. Wohin immer wir fliehen, ob vor uns selbst, vor anderen, vor dem Leben – Gott ist immer schon da.

Das könnte Anlass sein, aus tiefstem Herzen „O du fröhliche“ zu singen. Aber allzu oft fehlen uns die Worte, sind wir sprachlos, fällt uns nichts mehr ein, zweifeln wir an unseren eigenen Gedanken und Gefühlen.

Paul Gerhardt scheint dieses Gefühl zu kennen. Er dichtet:  
„Ich sehe dich mit Freuden an und kann mich nicht satt sehen; und weil ich nun nichts weiter kann, bleib ich anbetend stehen. O dass mein Sinn ein Abgrund wär und meine Seel ein weites Meer, dass ich dich möchte fassen.“

Der Unfassbare umfasst uns, wenn uns die Worte fehlen, ja selbst wenn uns der Glaube fehlt. Am Ende all unserer Worte hat Gott ein Wort für uns.

„Ich steh an deiner Krippe hier, o Jesu du mein Leben.“  
Kann das bleiben von Weihnachten, wenn die Krippen wieder verstaut sind und die Sterne nicht mehr funkeln, wenn uns das Leben flüchtig und nichtig erscheint? Kann das bleiben, dass Gott mir zugekommen ist, wohin immer es mich Flüchtling vertrieben hat?